

Jeltsch-Schudel, Barbara

Geschwister: Leben mit und in Ambivalenzen

Schuppener, Saskia [Hrsg.]; Dederich, Markus [Hrsg.]: *Ambivalente Emotionen im Kontext von Inklusion und (Geistiger) Behinderung*. Bad Heilbrunn : Bundesvereinigung Lebenshilfe; Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 159-175



Quellenangabe/ Reference:

Jeltsch-Schudel, Barbara: Geschwister: Leben mit und in Ambivalenzen - In: Schuppener, Saskia [Hrsg.]; Dederich, Markus [Hrsg.]: *Ambivalente Emotionen im Kontext von Inklusion und (Geistiger) Behinderung*. Bad Heilbrunn : Bundesvereinigung Lebenshilfe; Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 159-175 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-321918 - DOI: 10.25656/01:32191; 10.35468/6132-11

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-321918>

<https://doi.org/10.25656/01:32191>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Barbara Jeltsch-Schudel

Geschwister: Leben mit und in Ambivalenzen

1 Einleitung

Eine der grundlegenden menschlichen Beziehungen ist die Geschwisterbeziehung: es gibt sie seit jeher, sie ist ubiquitär und bedeutungsvoll in vielerlei Hinsicht. So spielt sie eine Rolle im mythisch-religiösen Bereich; zu denken ist etwa an Kain und Abel, das erste Geschwisterpaar in der Bibel, oder an das Zwillingspaar, Romulus und Remus, dem die Gründung Roms zugeschrieben wird – Überlieferungen, in denen Grundthemen der Geschwisterbeziehung beschrieben werden. Nicht nur in der westlichen Kultur, auch in anderen Kulturen auf der ganzen Welt leben Geschwister, verbunden mit gleichen, ähnlichen oder auch sehr unterschiedlichen Herausforderungen an die Gestaltung ihrer Beziehung. Geschwisterbeziehungen sind somit eingebettet in Raum und Zeit, sind sowohl historisch-gesellschaftlich-kulturell wie auch in ihrer jeweils individuellen konkreten Lebenssituation Veränderungen unterworfen.

Mehr als die Hälfte der Menschheit verfügt über Erfahrungen im Zusammenleben mit mindestens einem Geschwister, was auf die Bedeutsamkeit dieser Beziehung für die menschliche Entwicklung hinweist. Nicht nur die Dauer der Beziehung – die entsprechend der Lebenserwartung oft länger ist als jene zwischen Eltern und Kindern – ist ein in der Fachliteratur oft genanntes Merkmal, sondern auch Ambivalenzen, die Geschwisterbeziehungen charakterisieren. Damit sind nicht nur Ambivalenzen von Gefühlen wie Liebe, Verbundenheit, Gemeinsamkeit versus Rivalität, Eifersucht, Hass gemeint, sondern darüber hinaus auch Ambivalenzen im Denken übereinander und im Handeln miteinander, füreinander und gegeneinander.

Geschwister wachsen – zumindest in ihrer Kindheit – meist in einer Familie auf, wobei in unserer Gesellschaft verschiedenste Formen familiären Zusammenlebens vorkommen. Geschwister teilen darin ihren engsten Lebenskontext miteinander und machen gemeinsame Erfahrungen, welche ihre Entwicklung beeinflussen und ihre Persönlichkeit prägen.

Dieser Beitrag, der sich mit der Situation von Geschwistern mit und in Ambivalenzen beschäftigt, ist eingebettet in die Gesamthematik des Buches, das ambivalente Emotionen im Kontext von Inklusion und (geistiger) Behinderung in vielfältiger Weise thematisiert.

Entsprechend werden auch in diesem Beitrag die Aspekte (geistige) Behinderung und deren Bedeutung für die Inklusion in unsere Gesellschaft in den Blick ge-

nommen. Die Thematisierung der Geschwisterthematik erfordert eine mehrperspektivische Betrachtung, also die Berücksichtigung aller Beteiligten.

Eine Fülle von Möglichkeiten steht zur Verfügung, um der Frage nachzugehen, welche Ambivalenzen Geschwisterbeziehungen kennzeichnen können und wie sie von unmittelbar Beteiligten und Außenstehenden erlebt werden. Die Vielfältigkeit der möglichen Quellen zeigt – dies sei vorweggenommen – ein vielgestaltiges Bild, ohne eindeutige Antworten zu liefern.

Im Folgenden werden zunächst in einem ersten Schritt einige wesentliche Begriffe geklärt (Gefühle, Ambivalenzen, Familie). Darauf aufbauend wird versucht, auf verschiedene Quellen exemplarisch zurückgreifend, das Geschwisterthema in seiner Vielfalt zu skizzieren und zu überlegen, ob und wie es durch das Phänomen Behinderung beeinflusst wird.

2 Grundbegriffe

2.1 Emotionen

Das Thema Emotionen/Gefühle beschäftigt die Menschheit seit jeher. Vielfältige Ausdrucksformen lassen sich in Wissenschaft und Kunst zu verschiedenen Zeiten und Orten finden; eine davon ist die (verbale) Sprache.

Sprache und sprachliche Differenzierungen beschreiben aber auch verschiedene Funktionen und Inhalte von Gefühlen; sie ermöglichen Benennungen und Systematisierungen von Emotionen. Begriffe wie Gefühl, Emotion, Affekt, Stimmung, Gemütslage und weitere mehr werden verwendet (Landweer & Renz 2008), beispielsweise als Oberbegriffe, von denen Begriffssysteme abgeleitet werden. Wie diese ausgestaltet sind, hängt mit der jeweiligen (wissenschaftlichen) Perspektive zusammen. Differenzierungen werden aber auch in der Qualität, also den Inhalten der Gefühle vorgenommen, sie sind als Aufzählungen (Liebe, Angst, Hass, Neid und viele andere mehr) oder in einer Systematisierung (Basisemotionen, Grundgefühle, „Nebengefühle“) in der Fachliteratur verschiedener Disziplinen zu finden. Nicht nur bezüglich der Anzahl und Konzeptualisierung der jeweils genannten Gefühle ist kein Konsens vorhanden, sondern auch in der Bewertung eines Gefühls als negativ oder positiv.

Relevant scheinen für die vorliegende Thematik folgende Aspekte:

Bezugnehmend auf die kindliche Entwicklung ist festzustellen, dass das Neugeborene zuerst zwischen zwei grundlegenden Gefühlslagen, nämlich Behagen und Unbehagen unterscheidet. Erst allmählich entwickelt es weitere Gefühle und differenziert sie aus. Um dies zu lernen, ist das Kleinkind auf Interaktion mit engen Bezugspersonen (dies sind die Eltern, aber auch Geschwister) angewiesen. Die Frage, ob und wie Emotionen und Kognition miteinander verbunden sind, stellt sich in diesem Zusammenhang ebenfalls. In verschiedenen Subdisziplinen der

Psychologie und der Medizin gibt es Studien, die zu den zahlreichen Facetten der kindlichen Entwicklung informieren (Petermann u. a. 2004).

Die vielen verschiedenen Gefühle, mit welchen sich Menschen in ihrer Entwicklung zunehmend auseinandersetzen haben, sind in sich hinsichtlich verschiedener Aspekte unterschiedlich. So etwa gibt es Gefühle, die eng mit Handlungsintentionen verbunden sind, wie das Ausdrücken von Wut durch Schreien, um etwas Bestimmtes zu erreichen, das eigentlich verwehrt wird. Gewissen Gefühlen werden intuitiv negative oder positive Konnotationen zugewiesen, verstanden als Gegensätze wie etwa Liebe oder Hass. Auch kann ein Gefühl mehrere verschiedenartige Bedeutungen beinhalten, die sich auch entgegenstehen können. Dies ist beispielsweise bei Scham der Fall. Neckel (2021) weist aus soziologischer Sicht darauf hin, dass Scham im Geflecht sozialer Beziehungen eine soziale Funktion hat. Sie ist zudem normativ, indem sie ein Idealbild des eigenen Ich voraussetzt, das nicht erreicht wird. Scham ist des Weiteren eine moralische Emotion: „Den persönliche Wertverlust, den man im Schämen spürt, ist immer auch von dem Gefühl begleitet, dass man sich etwas zu Schulden kommen ließ, für seinen selbst empfundenen Mangel auch selbst verantwortlich ist“ (Neckel 2021, 95). Scham ist jedoch nicht nur in Bezug auf sich selbst möglich, sondern auch stellvertretend für andere, z. B. als Fremdschämen in Situationen, die man nicht selbst verursacht hat bzw. verantworten kann. Der Psychoanalytiker Hell (2018, 92) schreibt: „[...] je enger die Verwandtschaft ist, desto stärker ist in der Regel die stellvertretende Scham“. Dass auch Kinder mit Geschwistern mit Behinderung in Situationen des Fremdschämens kommen können, liegt auf der Hand.

2.2 Ambivalenzen

Charakteristisch für Geschwisterbeziehungen ist, dass Gefühlspolaritäten – Liebe und Hass, Gemeinsamkeit und Fremdheit usw. – in einer Gleichzeitigkeit, einem „Sowohl-als-auch“, vorkommen. Wenn dies der Fall ist, sind Geschwisterbeziehungen ambivalent. Knecht u. a. (2015, 234) stellen dies in folgenden Zusammenhang:

„Mit niemand anderem suchen Kinder stärker den Vergleich als mit den eigenen Geschwistern [...]. Sie orientieren sich aneinander, grenzen sich ab oder wollen besser als der oder die andere sein. Aus diesen unterschiedlichen Gefühlen der Geschwister können Mehrdeutigkeiten (Ambiguität) und Widersprüche (Ambivalenz) entstehen“.

Um eine eigene Identität zu entwickeln, gilt es, Erwartungen und Herausforderungen in ihrer Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit zu erkennen und auszubalancieren. In der Interaktion mit anderen – etwa mit den Geschwistern – wird das Hin- und Hergerissensein deutlich, gleichzeitig einzigartig und wie alle andere sein zu wollen. Als eine strukturelle Bedingung zur Teilnahme an Interaktionsprozessen, die der Identitätsentwicklung dienen, beschreibt Krappmann (1988) die

Ambiguitätstoleranz, also die Fähigkeit von Individuen, mit widersprüchlichen Sachverhalten und Inkongruenzen umzugehen.

Lüscher (2012, 212) hebt öffentliche und private Spannungsfelder hervor, „in denen Menschen heute Familie ‚leben‘ wollen und können“, welche sie Erfahrungen der Ambivalenz machen lassen. Unter Ambivalenz versteht er eine komplexe, mehrdimensionale Struktur, die der „Mannigfaltigkeit“ (Lüscher 2012) heutiger Familien entspricht. Er definiert Ambivalenz wie folgt:

„Von Ambivalenzen kann man sprechen, wenn Menschen auf der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen. Dabei können persönliche Beeinflussung, Macht und Herrschaft von Belang sein, und das Oszillieren kann folglich asymmetrisch und ungleichgewichtig sein“ (ebd., 219).

Diesem Oszillieren, das als Hin- und Her zwischen Gegensätzlichkeiten verstanden werden kann, fügt er mit eigener Begrifflichkeit das „Vaszillieren“ bei.

„Ambivalenzen beziehen sich nicht nur – *strukturell* – auf Gegensätze, sondern – *prozessual* – auf die Dynamik, wie sie wahrgenommen, erfahren und gestaltet werden. Es geht um Phänomene, die mit Begriffen wie ‚schwanken, schwingen, schaukeln, balancieren, innehalten‘ bezeichnet werden. Dieses subjektiv und sozial geprägte Erleben von Zeitlichkeit relativiert lineare Zeitvorstellungen und die damit einhergehenden Kausalitäten“ (Lüscher 2016, 126, Hervorhebung im Original).

Daraus zieht er die Folgerung, dass menschliches Leben grundsätzlich in Ambivalenz stattfindet: „Identitäten werden im Umgang mit Ambivalenzen konstituiert und rekonstituiert“ (ebd. 129). Dies ist vor allem auf den familiären Kontext bezogen und prozesshaft zu verstehen, als Identitätsarbeit, die sich als lebenslange Aufgabe stellt (Jeltsch-Schudel 2008).

Ein etwas anderes Verständnis von Ambivalenzen, explizit auf Gefühle und Kognitionen bezogen findet sich bei Ziegler (2010, 126f.):

„Ein erstes wesentliches Bestimmungsstück ist dabei die Inkompatibilität verschiedener Gefühle und/oder Kognitionen, ein zweites die Simultaneität dieser Gefühle/Kognitionen, und ein drittes die evaluative Komponente. Letzteres meint eine Bewertung auf bipolaren Dimensionen wie gut-schlecht oder positiv-negativ [...], nicht aber auf Dimensionen wie richtig – falsch, wahr – unwahr. Demnach kann von Ambivalenz gesprochen werden, wenn eine Person gleichzeitig positive und negative Gefühle und/oder Kognitionen mit entgegengesetzten evaluativen Implikationen in Bezug auf etwas aufweist bezüglich dessen eine Person ein evaluatives Urteil zu fällen hat.“

In diesem Verständnis steht nicht der dynamische Prozess des Oszillierens, sondern eine Bewertung im Zentrum.

2.3 Familie

Der Kontext, in dem Geschwister aufwachsen, ist zumeist ein familiärer. Nur wenige Kinder mit oder ohne Behinderung erleben ihre Kindheit in einer Einrichtung. Ob das familiäre Aufwachsen auch tatsächlich ein Zusammenleben von Geschwistern bedeutet, ist davon abhängig, wie die Familie organisiert ist und ob überhaupt mehrere Kinder vorhanden sind.

„Die Mehrheit der Kinder unter 25 Jahren hat eines oder mehrere Geschwister – Halb- und Stiefgeschwister eingeschlossen – im Haushalt, rund ein Fünftel (21%) lebt in einem Haushalt ohne Geschwister“ (Bundesamt für Statistik 2021).

Da seit jeher verschiedene Familienformen und -typen existieren, ist es schwierig, eine allgemeingültige Definition für „Familie“ zu finden; dazu kommt, dass je nach Perspektive – ob die Entwicklungsbedingungen von Kindern, die (rechtliche) Organisation der Lebensform oder die sozialpolitischen Bedingungen in den Blick genommen werden – unterschiedliche Schwerpunkte für eine Definition gesetzt werden, wenn denn überhaupt eine Definition formuliert wird angesichts der Mannigfaltigkeit und Komplexität familiären Lebens.

„Der Begriff der Familie bietet sich an, hier und jetzt jene Lebensformen eigener Art zu bezeichnen, die sich durch die Aufgaben konstituieren, die grundsätzlich lebenslangen Beziehungen von Eltern und Kindern im Generationenverbund sowie – daran orientiert – die Beziehungen zwischen den Eltern zu gestalten. Als solche werden sie gesellschaftlich anerkannt, legitimiert und somit 'institutionalisiert'.“ (Lüscher 2012, 217)

Innerfamiliäre Beziehungen sind auch sozialpolitisch geregelt. Entsprechend sind die vom Staat verordneten und kontrollierten Aufgaben der Eltern in Art. 6 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland festgehalten: „(2) Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft.“ Im 6. Österreichischen Familienbericht (2021) sind hinsichtlich einer Pflicht zur Pflege nicht nur die Eltern angesprochen:

„Die Pflege einer bzw. eines nahen Angehörigen wirkt sich unmittelbar auf das Beziehungsgefüge innerhalb der Familie aus und bringt Veränderungen mit sich. Dies gilt insbesondere, wenn ein Kind mit Behinderung auf die Welt kommt, aber auch, wenn ein naher Angehöriger altersbedingt plötzlich pflegebedürftig wird oder ein Elternteil von einer schweren Erkrankung betroffen ist. Wenn erwachsene Kinder ihre pflegebedürftigen Eltern pflegen, kommt es zu einer Umkehr lebenslanger Rollenmuster, auch pflegende Kinder und Jugendliche, sogenannte ‚Young Carers‘, sind davon unmittelbar betroffen.“

Hier wird deutlich, dass auch Töchter und Söhne bzw. Schwestern und Brüder – als Young Carers bereits im Kindes- und Jugendalter – in familiäre (Pflege-)Aufgaben eingebunden sein können. Gesellschaftliche Anerkennung der Lebensform Familie ist also an die Erfüllung der Aufgaben gebunden, die eine Familie, somit

alle Familienmitglieder, zu leisten hat (siehe auch Jeltsch-Schudel 2023). Eine Familie muss sich gewissermassen erschaffen, indem sie eine Herstellungsleistung erbringt, das „doing family“ (Jurczyk 2018). An doing family sind alle zugehörigen Mitglieder beteiligt, nicht nur die Eltern, sondern auch alle Kinder.

Es liegt auf der Hand, dass die einzelnen Mitglieder, entsprechend ihren jeweiligen Möglichkeiten und Vorlieben, dazu beitragen (müssen), einer Familie ihre Gestalt zu geben. Denn an Familien werden Anforderungen gestellt, sie haben Erwartungen zu erfüllen, ihnen werden Aufgaben aufgebürdet, die zu erfüllen auch sehr belastend sein und zu Überforderungen führen kann. Dies wirkt sich auch auf die Kinder und deren Geschwisterbeziehungen aus.

Ambivalente Geschwisterbeziehungen lassen sich aus sehr unterschiedlichen Sichtweisen und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. In den folgenden Abschnitten wird es darum gehen, eine Reihe unterschiedlicher Perspektiven aufzufächern.

3 Geschwisterbeziehungen: der Blick von aussen

3.1 Ambivalente Geschwisterbeziehungen als Thema der Fachliteratur

Die psychologische Fachliteratur ist heterogen, weist Schwerpunkte auf, die in verschiedenen Formaten unterschiedlichen Fragestellungen und Zielsetzungen nachgehen. Zum einen finden sich Studien, die einen empirischen Zugang benutzen, um Geschwisterbeziehungen zu konzeptualisieren und allenfalls erklären zu können. Zum andern wird das Thema Geschwister theoretisch schon lange diskutiert, insbesondere in der Psychoanalyse (Freud; Adler) und der Psychotherapie. Für das Beispiel der Rivalität hält Kasten (o. J., 9) fest:

„Rivalität – Die negative Komponente in der Geschwisterbeziehung: Über die Wurzeln geschwisterlicher Rivalität wird bis heute kontrovers diskutiert: Psychoanalytiker sprechen vom ‚Entthronungstrauma‘ des erstgeborenen Geschwisters, welches mit der Geburt seines Bruders/seiner Schwester die elterliche Liebe und Zuwendung nicht mehr ungeteilt erfährt. Empirisch orientierte Psychologen führen Rivalitätsmotive zurück auf von den Geschwistern selbst angestellte Vergleiche, die von den Eltern häufig initiiert oder aufgegriffen und weitergeführt werden.“

Zunächst nun zu den Bemühungen wissenschaftlicher Forschung, die Geschwisterbeziehung zu konzeptualisieren, zu messen und die Messdaten, die auf emotionale Aspekte verweisen, einzuordnen. Zur Erhebung der Daten werden verschiedene Methoden verwendet (vgl. Furman & Buhrmester 1985). Aber nicht nur die Methoden sind vielfältig, sondern entsprechend auch die Personen, bei denen die Daten erhoben werden; es sind dies Kinder (Geschwister), Eltern und Fachpersonen, vor allem aus dem pädagogischen Bereich. Eine wesentliche Ziel-

setzung dieser Studien ist es, einen systematischen Weg zur Charakterisierung der Qualität von Geschwisterbeziehungen zu finden bzw. ein Modell zu entwickeln, das es erlaubt, Geschwisterbeziehungen zu erfassen, zu vergleichen und auf ihre Wirkungen auf die Entwicklung der Geschwister hin zu untersuchen. Furman und Buhrmester bildeten aus einzelnen Qualitäten (wie etwa Affection, Admiration, Dominance, Quarreling), vier Faktoren: „Warmth/Closeness – Relative Status/Power – Conflict – Rivalry“ (ebd., 453). Diese Faktoren wurden in späteren Studien (von vielen weiteren Forschenden) übernommen, verändert, erweitert, validiert. Es ging und geht dabei vor allem darum, die Charakterisierung von Geschwisterbeziehungen nicht nur auf familienstrukturelle Aspekte verengt zu beziehen. Kritisch konstatiert Bossek (2022, 480):

„Festzuhalten ist, das [sic] es verschiedene, zum Teil widersprüchliche Ergebnisse der psychologischen Geschwisterforschung gibt, ihre Validität aufgrund der Grösse und Zusammensetzung mancher Samples hinterfragt werden kann und Längsschnittstudien unterrepräsentiert sind. Des Weiteren sind viele Studien mehrere Jahrzehnte alt und auch der sozialhistorische Kontext wird selten reflektiert.“

Die psychologische und psychotherapeutische Betrachtung von Geschwisterbeziehungen ist häufig durch eine problematisierende Sichtweise gekennzeichnet: Zum einen werden als problematisch eingeschätzte Aspekte stärker betont, so etwa Rivalitäten, Gefühle des Ausgeschlossenseins, Zurücksetzungen, schwierige Erfahrungen mit negativen Auswirkungen auf die Entwicklung und das Selbstvertrauen von Kindern. Zum andern – damit wohl zusammenhängend – kommen diese Beobachtungen aus einem therapeutischen Kontext, in dem schwierige bis hin zu traumatische Erfahrungen verarbeitet werden. Veranschaulicht werden die Überlegungen zur Bedeutung, die Geschwister füreinander haben, oft durch Fallbeispiele (so etwa bei Frick 2023; Kasten o. J.). Die vielleicht ebenso gelingenden Geschwisterbeziehungen werden dabei weitgehend ausgeblendet.

3.2 Geschwisterbeziehungen unter der Bedingung einer Behinderung

In der Fachliteratur wird das Thema Geschwister von Kindern mit Behinderung oft als „Geschwisterproblem“ beschrieben, besonders in älteren Publikationen häufig individualisiert und defizitorientiert, was dem damaligen Behinderungsverständnis entspricht, und mit pathologisierendem Blick auf die Strukturen und das Funktionieren „behinderter“ Familien. Ambivalenz wird meist nicht wie von Lüscher (2016) vorgeschlagen verstanden, sondern bezogen auf die „Schattenkinder“ – die nichtbehinderten Geschwister sind damit gemeint, – als Ambivalenz wird eine in gewissem Sinne ‚gestörte Beziehung‘ zum Kind mit Behinderung bezeichnet, die das Leiden und die Belastungen der Geschwister ohne Behinderung thematisiert. In dieser veralteten Sichtweise ist Behinderung das vorherrschende (pathologisierende) Kriterium zur Bewertung der Geschwistersituation. In neue-

ren Studien lässt sich der Einfluss der zunehmenden Orientierung an Diversität, Inklusion und Selbstbestimmung erkennen. Dies entspricht auch einem aktuellen, nicht nur individualisierten Verständnis von Behinderung und führt zu einer anderen Einordnung und Interpretation der Geschwisterbeziehungen und ihrer emotionalen Ambivalenzen unter den Bedingungen einer Behinderung.

In der Geschwisterforschung wurde bislang die Ambivalenz der Geschwisterbeziehung vorwiegend binär gefasst, also zwischen Risiken und Chancen unterschieden, wobei die Geschwister ohne Behinderung im Fokus standen. Dabei wurden etwa Fragestellungen zur „sog. Geschwisterproblematik“ (Tröster 2013, 102) nachgegangen, ob Geschwister von Kindern mit Behinderungen in ihrer Entwicklung gefährdet seien (Risikoforschung) und in welcher Weise die Behinderung die Geschwisterbeziehung präge (Beziehungsforschung oder interaktionsorientierte Forschung) (ebd.). In ihrem vielzitierten Buch, in dem Hackenberg (2008) ihre Erkenntnisse aus mehreren von ihr durchgeführten Studien zur Situation von Geschwistern behinderter Kinder zusammenfasst, weist die Autorin darauf hin, dass für das Erleben der Kinder ohne Behinderung das elterliche Verhalten und die Familiendynamik von hoher Bedeutung sind. Dabei erwähnt sie als wesentliche Aspekte (ebd., 102ff.) das „Problem der elterlichen Aufmerksamkeitsverteilung zwischen den Geschwistern, das auch in Familien mit nichtbehinderten Kindern ein Thema ist“ und die elterlichen Erwartungen: „Eine Überforderung des nicht behinderten Geschwisters kann auf besonders hohen elterlichen Erwartungen basieren.“ Damit sind nicht vor allem die Vorstellungen der Eltern eines künftigen Kümmerns um das behinderte Kind gemeint (von denen noch die Rede sein wird), sondern vielmehr kompensatorische Leistungen, die die Kinder erbringen müssen, um die Enttäuschung der Eltern über die durch die Behinderung begrenzten Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes mit Behinderung auszugleichen. Hackenberg fügt bei: „In der Qualität der familiären Interaktionen liegen spezifische Schutz- und Risikofaktoren für die Entwicklung der Geschwister behinderter Kinder“ und „in ihrem Umgang mit der Behinderung stellen die Eltern ein wichtiges Modell für die Geschwister dar.“ Vor dem Hintergrund der allgemeinen Geschwisterforschung stellt sie fest: „Geschwister behinderter Kinder machen ähnliche, aber auch in vielerlei Hinsicht andere Erfahrungen als Geschwister nicht behinderter Kinder“ (Hackenberg 2008, 111).

Die Aufgaben, die sich Familien stellen, sind dieselben für alle Familientypen. Bei Familien mit Angehörigen mit Behinderungen sind indes einige Akzentuierungen auszumachen:

Pflege oder Care-Arbeit ist eine Verpflichtung nicht nur der Eltern, sondern auch der Kinder (vgl. 6. Österreichischer Familienbericht 2021). Es sind darunter Arbeiten der Zuwendung, wie der Fürsorge, der Pflege, des Kümmerns zu verstehen. Care-Arbeit richtet sich vor allem nach dem Care-Bedarf. Wer die Rolle des Care-givers und wer die Rolle des Care-receivers übernimmt, kann sich ändern.

Im Familienzyklus sind zunächst die Eltern für die Care-Arbeit ihren Kindern gegenüber verantwortlich, im Alter der Eltern, mit steigendem Care-Bedarf, kann es zu einer Rollenumkehr kommen. Dies verweist auf die Angewiesenheit der Generationen aufeinander und die gegenseitige Verantwortlichkeit.

„Das Fortbestehen des Kulturellen über die Endlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder hinaus wird ermöglicht und reguliert durch Formen von Weitergabe und Sorge zwischen Älteren und Jüngeren sowie – insbesondere deutlich in der Moderne – über das Zulassen von Veränderung und der Entstehung des Neuen in der Folgegeneration. Kern des Generativen ist in diesem Sinne die Weitergabe und intergenerationale Gabe.“ (King 2015, 30)

Damit ist die Elternliebe gemeint: Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass der

„Kern dessen, was elterliche Liebe ausmacht, eine ‚Unbedingtheit‘ annimmt, also eine Liebe, die ihre Zuwendung nicht an Konditionen knüpft, sondern dadurch gekennzeichnet sei, dass sie etwa bereit ist, den Anderen um seiner selbst willen (nicht zweckgebunden) in seinem ‚So-und nicht-anders-Sein‘ anzuerkennen und anzunehmen.“ (ebd., 44)

Diese Umschreibung der Elternliebe umfasst Aspekte, die im Zusammenhang mit der Diagnose Behinderung besondere Relevanz erhalten (Jeltsch-Schudel 2022). Sie betreffen unter anderem die Zukunftsvorstellungen für das Kind mit Behinderung, sind doch Anforderungen der Care-Arbeit für das eigene Kind mit Behinderung dauerhaft und ein Rollenumkehr infrage gestellt.

Für die Eltern stellen sich Fragen, die sich nicht nur auf die rechtliche Vertretung und Verantwortung beziehen, sondern auch auf die elterliche Liebe, die emotionale Bindung und deren Stärke und Dauerhaftigkeit. Wer könnte dies alles besser übernehmen und weiterführen als die Geschwister ohne Behinderung? Dieses Anliegen der Eltern, dass ihr Kind mit Behinderung weiterhin eingebettet ist in emotionale familiäre Bindungen, ist verständlich.

Denn die Lebenserwartung aller Menschen ist gestiegen, auch jene von Menschen mit Behinderungen (Haveman & Stöppler 2010). Dies bedeutet, dass in der Generationenfolge die Kinder ihre Eltern meist überleben und für Menschen mit Behinderungen, die lebenslang auf Unterstützung angewiesen sind, die rechtliche Zuständigkeit geregelt werden muss. Oft wird sie zuerst durch die Eltern übernommen. Diese werden abgelöst durch andere Verwandte, vor allem Geschwister, oder von eigens dafür eingesetzte Fachpersonen (Achilles 2016).

Für die Geschwister ohne Behinderung ist es indes eine Thematik, die in ihre Lebensplanung stark eingreifen und zu einer hohen Belastung werden kann. Geschwister müssen einen Weg finden, die Widersprüche, besonders auch die gefühlsmässigen Ambivalenzen, die sich aus Wünschen und Bedürfnissen der eigenen Lebensgestaltung gegenüber den Anforderungen und den familiären Ver-

pflichtungen und dem Verantwortungsgefühl für Eltern und Geschwister mit Behinderung ergeben, in eine Balance zu bringen und sie so lebbar zu machen. Über die Geschwister, die heute selbst betagt sind, und sich weiterhin um ihre Geschwister mit Behinderungen kümmern (müssen), ist weniger bekannt; noch viel spärlicher ist die Quellenlage bezüglich Erfahrungen alter Menschen mit Behinderungen.

4 Geschwisterbeziehungen: Sichtweisen von Geschwistern auf Ambivalenzen

Um mehr über die Innensicht von Geschwistern zu erfahren, wird im Folgenden aus von Geschwistern verfassten Texten zitiert. Die getroffene Auswahl an Textstellen soll eine möglichst breite Palette an singulären subjektiven Eindrücken einfangen. Es handelt sich dabei um schriftliche Texte aus sehr unterschiedlichen Quellen. In einem kurzen Kommentar werden sie kontextualisiert, jedoch – entsprechend einem dem inklusiven Denken geschuldeten Respekt vor subjektiven Äußerungen – nicht bewertet.

4.1 Einführender Einblick

Einführend greife ich einen Text auf, der in einer der frühesten Untersuchungen über die Situation von Erwachsenen, die mit einem Geschwister mit Behinderung aufgewachsen sind, zitiert wird. Monika Seifert führte 1989 eine praxisbezogene Studie durch, in der sie drei erwachsene Schwestern und drei erwachsene Brüder in ausführlichen offenen Interviews über ihre Erfahrungen mit dem Geschwister mit Behinderung befragte. In ihrem Forschungsbericht zitiert sie aus den Antworten, kommentiert sie und ordnet sie ein. Zu ihren Erfahrungen als Schwester stellt eine befragte Frau bilanzierend fest:

„Vieles ist ja ‘nem jugendlichen Kind gar nicht klar, diese Mischung zwischen Wut und Hilflosigkeit. Einerseits wird dies Geschwister, was behindert ist, oft bevorzugt, weil viel mehr die Eltern sich kümmern müssen, und das macht dann Wut, und man kriegt Neidgefühle und Eifersucht, und andererseits weiss man auch mit dem Kopf, dass man in der Situation dieses Kindes nun auch nicht sein möchte. Also man möchte ja gar nicht so sein. Aber man möchte trotzdem die Zuwendung der Eltern so haben, wie es eben das behinderte Kind bekommt. Und um diese Widersprüche, glaub ich, klar zu kriegen und auch die eigene Verantwortlichkeit, die ja auch nicht in Massen ist, die ist ja dann auch so überstark, dafür wären, glaub ich, Selbsthilfegruppen gut.“ (Seifert 1989, 98)

4.2 Stimmen von Geschwistern: Kindheit und Jugend

Als selbst betroffene Schwester beschäftigte sich Marlies Winkelheide mit der Situation von Geschwistern (ohne Behinderung) von Kindern mit Behinderung.

Im Zuge dieser Auseinandersetzung entstand eine Reihe von Texten von Geschwistern (Winkelheide 2007).

Aus einer Familie liegen Texte von drei Geschwistern ohne Behinderung vor, deren Schwester Merlin zu dieser Zeit 12 Jahre alt und das vierte Kind der Familie ist. In diesen Texten, von denen nachfolgend zwei zitiert werden, wird an verschiedenen Stellen immer wieder deutlich, als wie bereichernd sie das Leben mit einem behinderten Geschwisterkind empfunden haben. Zugleich werden aber auch Konflikte und Belastungen deutlich.

Die 13-jährige Svenja schreibt in ihrem Text:

„Im Augenblick hat Merlin viele Phasen, in der sie die ganze Aufmerksamkeit meiner Eltern und aller Beteiligten braucht. Das heisst, ich muss mich zurückhalten [...] Manchmal gehe ich dann in mein Zimmer, um darüber nachzudenken, versuche, mich in die Situation meiner Eltern hineinzusetzen. Natürlich verstehe ich diese Situation, aber warum muss Merlin nicht auch mal Rücksicht nehmen, wenn ich meine Ruhe haben will? [...] Meistens fällt mir erst auf, wie sehr mir Merlin fehlt, wenn sie nicht da ist“.

Sie schließt ihren Text mit: „Mittlerweile habe ich festgestellt, dass ich alles so gut finde, wie es ist. Ich bin sehr stolz auf meine kleine Schwester“ (ebd. 28ff.).

Malte, der 18-jährige Bruder, setzt für seinen Text folgenden Titel: „Meine Line-Story“ und schreibt unter anderem:

„Das Erste, was ich mitbekam, dass sie regelmässig ins Krankenhaus musste, weil sie dort eine Therapie bekam. Ich fand heraus, dass sie dort allein auf einem riesigen Trampolin springen durfte, was ich als ziemlich ungerecht empfand. Ich musste nämlich auch zu einer Therapie, aber ich musste dort immer schreiben und andere Übungen dieser Art machen. Mir wurde erklärt, dass ich eine Schwäche namens Legasthenie hätte.“

Seinen Text schließt er so:

„Für die Zukunft sind wir drei Geschwister uns einig, dass unser Linchen glücklich sein soll, und sie ein Leben führen kann, in dem sie sich sicher und geborgen fühlt! Ich könnte mir vorstellen, dass – hoffentlich erst in sehr vielen Jahren – wir alle drei gemeinsam die Verantwortung für Merlin übernehmen und zusammen alle nötigen Entscheidungen für sie treffen werden.“ (ebd., 69-71)

Diese Texte schrieben Geschwister ohne Behinderung für ein Buch. In den Gefühlen und Gedanken über ihre Schwester Merlin und sich selbst, werden ihre Auseinandersetzungen mit den Ambivalenzen sichtbar, die sich aus dem gemeinsamen Aufwachsen ergeben. Auch wenn diese Beschreibungen die Beziehung zur Schwester mit Behinderung umkreisen, wird deutlich, dass sie eingebettet sind in die familiäre Situation (mit den weiteren Geschwistern) und in die jeweils individuelle Lebenssituation.

4.3 Geschwister lebenslang

Der folgende Text wurde rückblickend geschrieben und nimmt Bezug auf ein langes Leben mit einem behinderten Bruder.

Erica Brühlmann-Jecklin (2000), eine Schweizer Schriftstellerin, verfasste auf ihrer Website einen Brief an ihren Bruder Walter, der 1947 mit einem „iatrogen bedingten Geburtstrauma“ geboren wurde, das eine mehrfache Behinderung zur Folge hatte. Sie schrieb: „Du konntest vorgegebene Striche nicht nachzeichnen, etwas, was ich, mittlerweile vierjährig, bereits konnte, und genau in diesem Moment verstand ich ein für allemal: Walterli ist anders. Er ist mein grosser kleiner Bruder“, und weiter:

„Lieber Walter, ich frage mich eben, was wir von Dir gelernt haben, was Du unserer Familie gegeben hast. Sicher hast Du uns gelehrt, kein einengendes Norm-Denken zu entwickeln. Sicher hast Du uns Toleranz gegenüber ‚Anderem‘ beigebracht. Sicher hast Du mit Deinem Schalk und Deinem kindlichen Denken etwas sehr liebevolles. Sicher hast Du alle zum Lachen gebracht, wenn Du an der Beerdigung von unserem Nani sagtest, in den Himmel wollest Du lieber nicht kommen. Wegen dem Herunterfallen. [...] Aber ich will auch nichts beschönigen, Walter, Dein Schicksal als Schwester mitzutragen war oft sehr schwer, und das ist bis heute so. [...] Ich weiss nicht, weshalb ich mich bis heute hauptverantwortlich fühle, dass es Dir gut geht. Ich habe das nicht gesucht, ich nehme bloss meine Verantwortung als Schwester wahr und ich muss es Dir nochmals sagen: Ich trage zuweilen schwer daran, spüre es selbst jetzt, während ich schreibe. Eine Aufgabe ist mir da zugefallen, die mich begleitet, seit ich vierjährig bin und die ich mit grosser Wahrscheinlichkeit ein Leben lang behalten werde“.

Das starke Verantwortungsgefühl, von dem die Autorin schreibt, lässt Rückschlüsse auf die Situation in den 1950er Jahren zu: Familien mit Kindern mit Behinderungen waren weitgehend auf sich selbst gestellt, oft kinderreich und die Lebenserwartung war kürzer, sodass die Aufgabe der Geschwister ohne Behinderung vorgegeben war: die Verantwortung für ihr Geschwister mit Behinderung lebenslang zu übernehmen.

4.4 Geschwister mit Behinderungen

In der Literatur sind Geschwisterbeziehungen aus der Sicht der Geschwister ohne Behinderung häufig thematisiert, selten jedoch werden autobiografische und/oder literarische Texte dazu von Menschen mit Behinderungen verfasst, noch seltener von Menschen mit geistiger Behinderung. Gemeinsames Aufwachsen mit Geschwistern, die anders (eben behindert) sind, ist das eine, das andere ist, mit Geschwistern das Leben zu teilen, die gleich anders (also auch behindert) sind.

Christoph Keller schreibt aus seiner Sicht als jüngster von drei Brüdern, alle mit Spinaler Muskelatrophie:

„Ich sah, dass mein mittlerer Bruder Mix mittlerweile zehn Minuten für die zwanzig Stufen, die in den oberen Stock führten, benötigte, und während der Pausen, die er auf den beiden Treppenabsätzen machen musste, in einem Buch las, das er deshalb bei sich trug. Mir war nicht entgangen, dass mein ältester Bruder Puck, der um diese Zeit mit seiner Freundin zusammenwohnte – es war nicht leicht gewesen, ein Gebäude zu finden, dessen Fahrstuhl ebenerdig von der Tiefgarage aus zu erreichen war –, die Eingangsstufen nur noch mit Mühe schaffte und den oberen Stock vermied. Ich griff selbst immer häufiger nach dem Geländer, um mit noch unverminderter Geschwindigkeit die Treppe hochsteigen zu können. [...] Eben weil sie meine Zukunft deutlicher verkörperten, als mir lieb sein konnte und es auch unter Brüdern üblich ist, habe ich sie während dieser Zeit (er war 14 Jahre alt, die Brüder 19 und 21 – Anm. BJS), der Zeit des grösseren körperlichen Unterschiedes, unbewusst von mir fernhalten müssen, so wie sie sich vielleicht ebenso unbewusst von mir fernhielten, der ich in ihren Augen das verlorene Muskelparadies verkörpert haben mochte.“ (Keller 2013, 90f.)

5 Geschwistersituationen miterleben

Die folgenden Ausführungen basieren auf dem Langzeitprojekt *Entwicklung von Kindern mit Down-Syndrom im Kontext* (Jeltsch-Schudel 2020), das seit 2006 im Studienprogramm Klinische Heilpädagogik und Sozialpädagogik an der Universität Freiburg/Schweiz unter Mitarbeit von Studierenden durchgeführt wurde. Die langjährigen Kontakte boten die Möglichkeit, Entwicklungsprozesse und Veränderungen in sieben Familien zu beobachten und zu begleiten. Basierend auf dem ökologischen Entwicklungsverständnis (vgl. Bronfenbrenner 1981) und einem methodenpluralen Zugang (unter anderem lebensweltlich ethnografisch vgl. Honer 1993) stehen keine sonderpädagogischen Fragestellungen – etwa nach Effizienz von Fördermassnahmen – im Zentrum, sondern das Kennenlernen von Familien, zu denen ein Kind mit Trisomie 21 gehört. Die Datenvielfalt und deren Menge erlauben es, verschiedene Schwerpunkte genauer zu analysieren.

In den mit einem Geschwisterpaar getrennt durchgeführten Interviews versuchte ich im Januar 2024, verschiedenen Facetten der Geschwisterbeziehungen in der Familie aus deren Sicht kennen zu lernen. Diese narrativen Interviews, die ich mit Daniel und Denise Danuser (Namen geändert) führte, unterscheiden sich von Interviews einer einmaligen Befragung insofern, als ich mit der ganzen Familie seit 18 Jahren in verschiedenen Forschungssituationen Kontakt hatte. Daher ist zum einen ein Vorwissen meinerseits vorhanden und andererseits ein Vertrauens- und Vertrautheitsverhältnis untereinander, das sich in den vielen Jahren entwickeln konnte. So konnte ich das Gespräch offen und frei führen. Die Familie Danuser hat drei Kinder, Daniel ist das jüngste Kind in seiner Familie, er hat zwei ältere Schwestern. Mich interessierte in den Interviews, gerade im Hinblick auf mögliche Ambivalenzen, jeweils die Beziehung zu ihren beiden Geschwistern.

Daniel Danuser ist seit zwei Jahren nur noch am Wochenende und in den Ferien zuhause, absolviert eine Ausbildung in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderungen mit Internat. Ihn konnte ich dort besuchen und mit ihm ein Interview führen, in dem er von seinem aktuellen Leben und von seinen Schwestern erzählte. Er wollte mir vor dem Interview in seinem Zimmer die grossen Bilder zeigen (was unsere Vertrautheit widerspiegelt), Fotos von ihm, seinen Schwestern und weiteren Familienmitgliedern. Er zeigte sie mir alle; ich nahm einen gewissen Stolz darin wahr, wie er sie kommentierte. Das Interview führten wir in einem von der Institution zur Verfügung gestellten Raum. Daniel Danuser berichtete von seinen Schwestern, was sie (beruflich) machen, wo sie wohnen, was er mit ihnen unternimmt in der Freizeit. Und dass es ihm wichtig ist, dass es den beiden gut geht. Besonderen Stellenwert nahm im Interview der Freund Denis seiner ältesten Schwester ein; es scheint mir, dass er von Daniel als wichtige Bezugsperson erlebt wird, als zweiter Mann in der gleichen Generation in der engeren Familie.

Zeitnah konnte ich auch das Interview mit der ältesten Schwester, Denise Danuser bei ihr zuhause durchführen. Auch sie erzählte von ihren Erfahrungen als Schwester ihrer beiden Geschwister. Ihren Bruder Daniel beschrieb sie als fröhlichen Menschen, als fürsorglich. So reagiere er mit einer Umarmung, wenn er merke, dass es ihr nicht gut gehe. Er sei ein Herzensmensch. Sie habe viel von ihm gelernt, so etwa verstehe sie Kinder (mit denen sie beruflich zu tun hat) auch dann, wenn diese sich nicht klar, eindeutig, verbal ausdrücken können. Mit ihrer nur wenig jüngeren Schwester hatte sie in der Kindheit gelegentlich kleine Konflikte auszutragen; heute stehen sie sich nahe, haben ein Vertrauensverhältnis zueinander. Auch Denise Danuser erwähnte ihren Freund Denis. Die Voraussetzung für eine Beziehung sei für sie, stellte sie klar, dass sich ihr Freund mit ihrem Bruder verstehen müsse. Sie beobachtete, dass sich zwischen Denis und Daniel eine eigene Beziehung entwickelt hat, die Daniel sehr wichtig ist und dass die beiden gelegentlich auch zusammen etwas unternehmen ohne sie. Denise Danuser hat immer wieder neue Ideen für gemeinsame Unternehmungen; es macht ihr Spass und ist ihr wichtig, dass Daniel manchmal mit dabei ist, auch wenn dies gelegentlich Anpassungen erforderlich macht.

Meine Überlegungen dazu: beide Geschwister sprechen in Respekt voneinander, beide sprechen an, dass mit Denis eine weitere Person zu ihrer Familie gestossen ist, die beiden auf ihre Weise wichtig ist. Die Bemerkung, dass Denise Danuser eine Voraussetzung für ihre Partnerwahl formuliert, verweist wohl darauf, wie wichtig ihr der jüngere Bruder ist. Daniel Danuser erzählt vom gemeinsamen Fussballspiel mit dem Freund seiner Schwester; ich nehme seine leuchtenden Augen wahr und den Klang seiner Stimme und denke, dass er ihn sehr schätzt und mag.

Diese meine Überlegungen sind interpretativ; ich könnte vermuten, dass Denise Danuser die Behinderung ihres Bruders als Teil ihrer eigenen Entwicklung und

ihrer Familie integriert hat, sie sich dennoch dessen bewusst ist, dass ihre Familie sich von anderen Familien unterscheidet. Ich könnte weiter vermuten, dass Daniel Danuser sich seines Andersseins bewusst ist, ohne dass er sich deswegen von seiner Schwester Denise und anderen Familienmitgliedern herabgesetzt fühlt.

Wahrgenommen habe ich – bei allen Mitgliedern der Familie Danuser – ein Zusammengehörigkeitsgefühl, als ein wichtiges Thema von Anfang an. Dieses war nicht einfach da, sondern es wurde sehr bewusst daran gearbeitet – initiiert von den Eltern und von allen drei Geschwistern als Aufgabe aufgenommen – gerade auch in aus verschiedenen Gründen schwierigeren Zeiten.

Durch die in den vielen Jahren im Forschungsprojekt gesammelten Daten, lassen sich solche Vermutungen in Bezug auf diese Familie ein Stück weit erhärten, mehr jedenfalls als dies in einer einmaligen Erhebung möglich wäre, die lediglich eine Momentsituation erfassen und nicht Entwicklungsprozesse beobachten kann. Dies bedeutet aber auch, dass hinsichtlich des Umgangs mit Geschwistern mit und ohne Behinderung keine voreiligen (womöglich pathologisierenden, etikettierenden, stigmatisierenden) Schlüsse gezogen werden sollten.

6 Zum Schluss

Die Geschwisterbeziehung ist eine besondere Beziehung, die prägend, langdauernd und unter Umständen ambivalent ist. Sie entwickelt sich in familiären Kontexten und diese wiederum sind eingebettet in gesellschaftliche Normen und Rahmenbedingungen. Den Beziehungen zwischen Geschwistern mit und ohne Behinderung wird eine besondere, Qualität zugeschrieben, die aufgrund des oft bedrohlich erlebten Phänomens Behinderung intuitiv eher als problematisch bewertet wird. Dies oft verbunden mit einer Pathologisierung der ganzen Familie. Ein Behinderungsverständnis, das das individuelle Modell nur als eine Dimension betrachten würde und dem eigentlich im Diskurs üblichen mehrdimensionalen Verständnis mehr Beachtung schenkte, könnte die Situation von Familien mit Angehörigen mit Behinderung ebenso vielfältiger wahrnehmen und damit auch erleichtern und entlasten.

Ambivalente Gefühle unter Geschwistern kommen in allen Familien vor, wie die Geschwisterforschung zeigt. Ambivalenten Gefühlen in Geschwisterbeziehungen scheint vor allem von Seiten psychotherapeutisch Tätiger:innen und Forschenden Beachtung geschenkt zu werden – was durchaus wünschenswert ist – jedoch ist es problematisch, behandlungsbedürftige Situationen zu verallgemeinern.

Die Stimmen von Geschwistern ohne und mit Behinderung zeigen die Situation viel differenzierter auf, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil sie in ihrer Vielfalt von allgemeingültigen Modellen von Emotionen und deren Messungen nicht erfasst werden kann. Auch zeigen gerade die verschiedenen Formate, in denen die Per-

spektive der Geschwister aufgenommen werden kann, dass es sich um Prozesse handelt, die durch persönliche Entwicklungen und Erfahrungen geprägt und von Veränderungen der sozialen, gesellschaftlichen, rechtlichen und politischen Bedingungen beeinflusst werden.

Literatur

6. Österreichischer Familienbericht (2021): Bundeskanzleramt/Frauen, Familie, Jugend und Integration (BKA/FFJI) (2021): 6. Österreichischer Familienbericht 2009–2019. Neue Perspektiven – Familien als Fundament für ein lebenswertes Österreich. Wien.
- Achilles, I. (2016): *Betagte Eltern – behinderte Kinder. Die Zukunft rechtzeitig gestalten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bossek, J. F. (2022): *Geschwister in Familien*. Handbuch Familie, Bd 1. Wiesbaden: Springer, 473–491.
- Bronfenbrenner, U. (1981): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart: Klett.
- Brühlmann-Jecklin, E. (2000): *Brief an meinen Bruder Walter*. In: Website Behinderte. Online unter: <https://www.ebj.ch/behinderte>. (Abrufdatum: 23.07.2024).
- Bundesamt für Statistik (2021): *Familien in der Schweiz*. Statistischer Bericht. Bern.
- Frick, J. (2023): *Ich mag dich – du nervst mich*. Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben, 5. überarb. Aufl. Bern: Hogrefe.
- Furman, W. & Buhrmester, D. (1985): *Children's Perceptions of the Qualities of Sibling Relationships*. *Child Development* 56, 448–461.
- Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (2022): *Deutscher Bundestag* (1949, Stand 2022). Online unter: <https://www.bundestag.de/gg>. (Abrufdatum: 23.07.2024).
- Hackenberg, W. (2008): *Geschwister von Menschen mit Behinderung. Entwicklung, Risiken, Chancen*. München: Reinhardt.
- Haveman, M. & Stöppler, R. (2010): *Altern mit geistiger Behinderung. Grundlagen und Perspektiven für Begleitung, Bildung und Rehabilitation*, 2. überarb.u.erw.Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hell, D. (2018): *Lob der Scham. Nur wer sich achtet, kann sich schämen*. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Honer, A. (1993): *Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung: Bemerkungen zur lebensweltlichen Ethnographie*. In: T. Jung & S. Müller-Doohm (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 241–257. Online unter: <https://archive.org/details/wirklichkeitimde0000unse>. (Abrufdatum: 23.07.2024).
- Jeltsch-Schudel, B. (2008): *Identität und Behinderung – Biografische Reflexionen von Menschen mit Seh-, Hör- und Körperbehinderung*. Oberhausen: Athena-Verlag.
- Jeltsch-Schudel, B. (2020): *Entwicklung von Kindern und Jugendlichen mit Down- Syndrom*. In: Universität Freiburg, Departement für Sonderpädagogik: *Jahresbericht 2019*. https://www.unifreiburg.de/assets/public/rappports_annuels/Rapport_Pedagogie_Specialise_2019_WEB.pdf
- Jeltsch-Schudel, B. (2022): *Belastungen und Entlastungsmöglichkeiten von Familien mit Kindern mit Behinderung*. In: C. Hollweg & D. Kieslinger (Hrsg.): *Partizipation und Selbstbestimmung in einer inklusiven Erziehungshilfe – zwischen bewährten Konzepten und neuen Anforderungen*. Freiburg: Lambertus, 181–207.
- Jeltsch-Schudel, B. (2023): *Rechtliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen für Familien von Kindern mit Behinderungen in den Ländern Österreich, der Schweiz und Deutschland*. In: U. Wilken & B. Jeltsch-Schudel (Hrsg.): *Elterntarbeit und Behinderung. Inklusion – Partizipation – Kooperation*, 2. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart Kohlhammer, 134–146.
- Jurczyk, K. (2018): *Familie als Herstellungsleistung – Elternschaft als Überforderung?* In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.): *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion – Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. DOI 10.1007/978-3-658-15005-1, 143–166.

- Kasten, H. (o.J.): Der aktuelle Stand der Geschwisterforschung. Online unter: <https://www.familienhandbuch.de/imperia/md/content/stmas/familienhandbuch/familienforschung-geschwister.pdf>. (Abrufdatum: 23.07.2024).
- Keller, C. (2013): Samsa hat SMA. In: J. Gruntz-Stoll & C. Mürner (Hrsg.): Alles wie immer? Geschichten mit Behinderung. Zürich: Chronos, 89-96.
- King, V. (2015): Kindliche Angewiesenheit und elterliche Generativität. Subjekt- und kulturtheoretische Perspektiven. In: S. Andresen, C. Koch & J. König (Hrsg.): Vulnerable Kinder. Interdisziplinäre Annäherungen. Wiesbaden: Springer. (eBook) DOI 10.1007/978-3-658-07057-1, 23-43.
- Knecht, C. & Hellmers, C. & Metzling, S. (2015): Ambivalenz- und Ambiguitätserleben gesunder Geschwister von Kindern und Jugendlichen mit chronischer Erkrankung. Diskurs Kindheits- und Jugendforschung/Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research (3), 323-337.
- Krappmann, L. (1988): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 7. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Landweer, H. & Renz, U. (2008): Zur Geschichte philosophischer Emotionstheorien. doi: <https://doi.org/10.1515/9783110212198.1>. Online unter: University of Zurich. <https://doi.org/10.5167/uzh-6991>. (Abrufdatum: 23.07.2024).
- Lüscher, K. (2012): Familie heute: Mannigfaltige Praxis und Ambivalenz. Familiendynamik 37 (3), 212-222.
- Lüscher, K. (2016): Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) 36 (2), 118-136.
- Neckel, S. (2021): Scham und Schamsituationen aus soziologischer Sicht. In: Trauma – Zeitschrift für Psychotraumatologie und ihre Anwendungen 19 (1), 94-108.
- Petermann, F. & Niehaus, K. & Scheithauer, H. (2004): Entwicklungswissenschaft. Berlin: Springer.
- Seifert, M. (1989): Geschwister in Familien mit geistig behinderten Kindern – eine praxisbezogene Studie. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Tröster, H. (2013): Geschwister chronisch kranker Kinder und Jugendlicher. In: M. Pinquart (Hrsg.): Wenn Kinder und Jugendliche körperlich chronisch krank sind. Berlin und Heidelberg: Springer, 101-117.
- Winkelheide, M. (2007): Ich neben dir – du neben mir. Geschwister behinderter Menschen aus mehreren Generationen erzählen. Vechta-Langeförden: Geest-Verlag.
- Ziegler, R. (2010): Dimensionen der Ambiguität. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 58. Stuttgart und Weimar: Metzler, 125-171

Autorin

Jeltsch-Schudel, Barbara, Prof.ⁱⁿ tit. em Dr.ⁱⁿ phil.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Familien mit Angehörigen mit Behinderung; Identität und Behinderung; Lebenslange Entwicklung von Menschen mit Down-Syndrom

E-Mail: barbara.jeltsch@gmx.ch